

Jarausch | Aus der Asche

Konrad H. Jarausch

Aus der Asche

**Eine neue Geschichte Europas
im 20. Jahrhundert**

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Ulrich Bossier

Reclam

© Konrad H. Jarausch 2015

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Out of Ashes. A New History of Europe in the Twentieth Century* bei Princeton University Press, Princeton.

2018 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Druck und buchbinderische Verarbeitung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck
Printed in Germany 2018
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011114-7

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



Inhalt

Vorwort 7

Einleitung: Das europäische Paradox 12

TEIL I: Fortschrittsversprechen, 1900–1929

Globale Herrschaft 34

Ein Frieden bricht zusammen 70

Ein totaler Krieg 104

Die bolschewistische Revolution 142

Demokratische Hoffnungen 178

Die faschistische Alternative 216

Modernistische Provokationen 252

TEIL II: Auf dem Weg zur Selbstzerstörung, 1929–1945

Eine verhängnisvolle Depression 290

Stalinistische Modernisierung 324

Hitlers Volksgemeinschaft 360

Der Zweite Weltkrieg wird entfesselt 396

Eroberungszüge der Wehrmacht 434

Hitlers Holocaust 472

Bitterer Sieg 510

TEIL III: Überraschende Erholung, 1945–1973

Demokratischer Neubeginn 548

Kommunistisches Diktat im Osten 586

Krisen des Kalten Kriegs 622

Enttäuschende Entkolonialisierung 660

Integration durch Wirtschaft 696

Pop und Prosperität	732
Die Planung sozialer Reformen	768

TEIL IV: Umstrittene Globalisierung, 1973–2000

Revolte gegen die Moderne	806
Die postindustrielle Transformation	842
Zurück zur Entspannung	876
Friedliche Revolution	912
Die Transformation des Ostens	950
Globale Herausforderungen	986
Aussichten für das 21. Jahrhundert	1020
Epilog: Eine gezähmte Moderne	1052

Anhang

Danksagung	1073
Anmerkungen	1074
Verzeichnis der Karten und Abbildungen	1148
Register	1150

Vorwort

Die alte Legende von Doktor Faustus nimmt weitgehend den paradoxen Verlauf der europäischen Geschichte im vergangenen Jahrhundert vorweg. In dieser Erzählung schließt ein erfolgreicher Gelehrter einen Pakt mit dem Teufel, bei dem er seine Seele gegen unbegrenztes Wissen und freien Zugang zu weltlichen Vergnügungen tauscht. Nachdem er die vergänglichen Früchte seines Handels genossen hat, fällt er unvermeidlich der Verdammnis anheim, denn sein Ehrgeiz verletzt die göttliche Ordnung. In Goethes Version sucht Faust rastlos das innerste Wesen des Lebens, wobei er sich von Mephistopheles helfen lässt – und eine unschuldige junge Frau, Gretchen, zugrunde richtet. Doch im zweiten Teil des Dramas lernt Faust, anderen zu dienen, statt nur seine eigenen Begierden zu befriedigen, und da er nun immer strebend sich um menschliche Vollkommenheit bemüht, kann er schließlich der Verdammnis entgehen. In Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* aus dem Jahre 1947, einer literarischen Reaktion auf die Gräueltaten des Dritten Reiches, erscheint wieder die warnende Tendenz der älteren Bearbeitungen des Stoffs; die Rolle des Faust spielt darin der Komponist Adrian Leverkühn, der wunderbare Musik schafft – freilich um den Preis eines syphilitischen Wahnsinns, der ihn verzehrt. Die Erzählung kann gelesen werden als Allegorie entweder auf die Suche nach Innovation, die zur Zerstörung führt, oder auf das Streben nach potenzieller Erlösung.

Was Europa im 20. Jahrhundert erlebte, ist angesichts seiner drastischen Umschwünge ein beispielloses Drama, dessen breites Handlungsspektrum von Leid und Selbstzerstörung bis hin zu Zivilität und Wohlstand reicht. Das Jahr 1900 begrüßten die europäischen Nationen mit großen Hoffnungen auf weiteren materiellen Fortschritt und Stolz auf ihre imperiale Herrschaft über den Erdball. Aber gar zu bald verwickelten sie sich in Konflikte, die zum »Großen Krieg« eskalierten; das gewaltige Blutvergießen erschütterte ihren Optimismus bis in die Grundfesten. Nach einer kurz-

fristigen Erholungsphase während der 1920er Jahre führte das Ringen zwischen kommunistischen, faschistischen und demokratischen Ideologien in den Zweiten Weltkrieg, der noch mehr Verwüstungen brachte, und in den furchtbaren Holocaust, der inzwischen ein Synonym für die Fähigkeit des Menschen zum Bösen geworden ist. Aus der Asche der großen Selbstverbrennung stieg der verheerte Kontinent jedoch – trotz der Belastungen durch den Kalten Krieg und den Verlust der Gebiete jenseits der Ozeane – lebendig wieder empor und erreichte erneut ein erstaunliches Maß an Frieden und Wohlstand. Mehr noch, eine unvorhergesehene friedliche Revolution verbreitete den liberalen Kapitalismus auch in Osteuropa, der sich allerdings bald mit neuen globalen Problemen konfrontiert sah. Die interpretatorische Herausforderung besteht nun darin, die Aufeinanderfolge dieser Umschwünge, Brüche und Verschiebungen verstehbar zu machen.

Um den verwirrenden Verlauf zu erklären, legt dieses Buch den Schwerpunkt auf die besondere Dialektik, die der europäischen Dynamik innewohnt: Sie hat einerseits den materiellen Fortschritt beeindruckend weit vorangetrieben, andererseits einen furchtbaren Prozess politischer Selbstzerstörung ausgelöst. Verteidiger der westlichen Zivilisation und ihre postkolonialen Kritiker sind sich darin einig, dass die Europäer eine proteische Zivilisation schufen, welche den Rest der Welt eroberte und so veränderte, dass sie ihn leichter beherrschen und ausbeuten konnten. Um den Beginn des 20. Jahrhunderts herum belegten Gesellschaftsanalytiker das Zusammentreffen von wissenschaftlichen Entdeckungen, ökonomischen Entwicklungen, politischer Teilhabe und kulturellem Experimentieren erstmals mit dem Terminus *Moderne*; so wollten sie die progressiven Wandlungen der Jetztzeit abgrenzen gegen die Traditionen der Vergangenheit – und sich selbst über die »rückständigen Völker« anderer Kontinente stellen. Zweifellos war ihr Anspruch, »modern« zu sein, mehr Wunsch denn Realität, beschrieb also eher ein Ziel, als dass er etwas schon Erreichtes feststellte. Aber wie die Faust-Legende macht auch dieses Selbstverständnis den unaufhörlichen Drang nach mehr Wissen, materiellem Gewinn und Massenmobilisierung deutlich, der den Kontinent in die Katas-

trophe stürzte und ihn anschließend zwang, für eine Rückkehr zur Zivilität zu kämpfen.

Besonders faszinierend an der Art und Weise, wie Europa das letzte Jahrhundert erlebte, sind die vielen gebrochenen und doch anrührenden Biografien, die sich aus den Versuchen ergaben, große Umwälzungen zu bewältigen. Meine Großeltern zum Beispiel zogen gegen 1900 von einem schlesischen Bauernhof in die wimmelnde Metropole Berlin, um dort ihr Glück zu suchen. Zwar kam mein Vater aus dem Ersten Weltkrieg, an dem er als Soldat teilgenommen hatte, lebend zurück, aber die Hyperinflation brachte den Kolonialwarenladen der Großeltern in Schwierigkeiten. Während der Depression hatten meine Eltern als junge Akademiker es schwer, Posten im Schulbetrieb zu finden, und im Zweiten Weltkrieg wurde mein Vater erneut eingezogen. Wie ich in *Das stille Sterben* geschildert habe, starb er Januar 1942 in Russland, während seine Witwe, als die Alliierten Magdeburg bombardierten, sich auf einem Bauernhof in Bayern befand und dadurch überlebte; nach dem Krieg nahm sie im Rheinland ihre Tätigkeit als Lehrerin wieder auf. Mein Schwiegervater, von Beruf Ingenieur, war mit anderen Wissenschaftlern Teil der amerikanischen Operation Paperclip, und da die Aussichten in Europa trübe erschienen, wanderte er 1948 in die Vereinigten Staaten aus. Dieses Buch skizziert die Strukturen der zerstörerischen Kräfte, die Verwandte töteten, Häuser in Schutt legten, Lebensgrundlagen gefährdeten – kurz, ganze Welten auf den Kopf stellten. Es berichtet aber auch von ermutigenden Entwicklungen – Genesung, Versöhnung und Emanzipation –, die Hoffnung für die Zukunft machen.

Ich selbst schaue auf die europäische Vergangenheit von einem transatlantischen Standpunkt aus, der Innenansichten und Außenansichten verbindet. Ich wurde während des Zweiten Weltkriegs in Magdeburg geboren und wuchs in Westdeutschland auf, wechselte dann aber in die Vereinigten Staaten und ging dort aufs College, promovierte an der University of Wisconsin und lehrte während meiner akademischen Laufbahn an verschiedenen amerikanischen Hochschulen. Der letzten Generation zugehörig, die noch eine klassische Bildung genoss, lernte ich Latein, Griechisch und Hebrä-

isch im Gymnasium sowie danach Englisch, Französisch, Russisch und Italienisch, wodurch ich Zugang zu einer ganzen Reihe europäischer Kulturen erhielt. Während Ferienaufenthalten machte ich mich weiter mit dem deutschsprachigen Europa bekannt; ferner konnte ich dank Stipendien und familiärer Verbindungen zeitweise auch in Frankreich, den Niederlanden und Schweden leben. Schließlich führten mich berufsbedingte Reisen durch weite Teile des übrigen Europas, vom Balkan bis Großbritannien, von Russland bis Portugal. Mögen die folgenden Seiten viel aus dem schöpfen, was ich durch meinen deutschen Hintergrund und während meiner Ausbildung über Deutschland erfuhr, so sind sie doch von dem aufrichtigen Wunsch beseelt, auch anderen Ländern und dem jeweiligen Verlauf ihrer Geschichte gerecht zu werden. Als euro-amerikanisches Hybridwesen bemühe ich mich jetzt schon über fünf Jahrzehnte, die »Einheit in Vielfalt« wissenschaftlich zu ergründen, jenes charakteristische Erbe, das der Alte Kontinent uns hinterlassen hat.

Konrad H. Jarausch

Berlin / Washington / Chapel Hill, im Sommer 2018

AUS DER ASCHE

Einleitung: Das europäische Paradox



Der Palast der Elektrizität bei der Weltausstellung in Paris, 1900

Die meisten europäischen Bürger begrüßten den Anbruch des 20. Jahrhunderts mit Optimismus. Sie waren stolz darauf, dass sich ihre Lebensbedingungen stetig verbesserten. Im Sommer 1900 präsentierte die Weltausstellung in Paris ermutigende Erfindungen und futuristische Designs, die rund fünfzig Millionen Besucher bezauberten. Die Permanentbauten wie die temporären Pavillons auf dem Marsfeld, ebenso die neu eröffnete Pariser Untergrundbahn, Métro genannt, waren stilistisch eine seltsame Mixtur aus Historismus und Moderne: In ihnen verschmolz eine idealisierte Vergangenheit mit der *Art nouveau* der Gegenwart. Zu den gezeigten Innovationen gehörten ein gigantisches Teleskop, ein Dieselmotor, eine extrem schnelle Dampflokomotive, daneben Fotografien großer Brücken und anderer technischer Glanzleistungen; ein Laufband verkürzte die Wege zwischen den Ausstellungsorten. Die Hauptattraktion war der Elektrizitätspalast, eine strahlende Demonstration künstlichen Lichts, die schon vorausahnen ließ, was ein französischer Science-Fiction-Zeichner »das elektrische Leben« der Zukunft nannte. Die Weltausstellung und die »Wunder der Wissenschaft und Technik«, die sie so grandios darbot, verstärkten den »Glauben« der Öffentlichkeit »an einen ununterbrechbaren und unaufhaltsamen Fortschritt«.¹

Kritischere Stimmen warnten jedoch davor, dass die »ausgreifende Mechanisierung des Lebens durch den Kapitalismus und den modernen Superstaat« eine gefährliche Krise bewirken werde. Keir Hardie, Führer der Scottish Labour Party, befürchtete ein Wettrüsten zu Lande oder zur See mit neuartigen Waffen und witterte Krieg, während andere sich eher durch den Imperialismus bedroht wählten. Das Lager der Gesellschaftskommentatoren war gespalten: hier die Kritiker der Dekadenz, denen es vor der »Anarchie der Massen« graute, dort Autoren wie Émile Zola, die sich über die Profitmacherei in Kaufhäusern und die herzlose Ausbeutung der Arbeiter in den Bergwerken empörten. Der britische Oberrabbiner Hermann Adler fürchtete das »Wiederaufflackern rassistischer Antipathien und nationaler Animositäten«, während andere Moralisten

die »infernalisches Selbstsucht« beklagten, die bestimmte »Pseudo-philosophen ›Individualismus‹ nennen«. Der Romancier Conan Doyle verabscheute die »erregungsfreudige und sensationsgierige Presse ohne Maß und Mitte«, während eine Dame der gehobenen Gesellschaft vor der zunehmenden »Laxheit im Bereich der Ehemoral« warnte. Einige scharfsichtige Beobachter spürten, dass unter der dünnen Schicht der Zivilisation immer noch die »schrecklichste und böseste Form der Barbarei« lauerte.²

Ungeachtet solcher Vorahnungen schauten die meisten Kommentatoren des *fin de siècle* doch hoffnungsfroh in die Zukunft; sie schlossen einfach von bisherigen Fortschritten auf kommende. Ingenieure prophezeiten, dass aufregende wissenschaftliche Entdeckungen und technische Innovationen auch das neue Jahrhundert kennzeichnen würden. Sozialreformer waren zuversichtlich, dass verbesserte Methoden des Ackerbaus, gründlichere Hygiene und soliderer Wohnungsbau den Menschen ein längeres und angenehmeres Leben beschern könnten; endlich müssten sie Hunger und Kälte nicht mehr fürchten. Intellektuelle und Künstler erwarteten, dass der Zuwachs an Meinungsfreiheit und der größere Raum für Experimente ihnen ermöglichen würden, die Grenzen der bisher anerkannten Wahrheiten und Geschmäcker zu überschreiten. Geschäftsleute äußerten die Gewissheit, dass nun die Kolonialkonflikte gelöst würden und Europa friedliche Zeiten bevorstünden, so dass Handel und Warenaustausch über Grenzen hinweg sich intensivieren ließen. Sogar die Führer der Arbeiterbewegung proklamierten: »Das neue Jahrhundert gehört uns!« Mochte der Soziologe Werner Sombart auch eher besorgt auf die völlige Veränderung aller Lebensweisen schauen – es gab viele Gründe zu glauben, dass der weitere Fortschritt sämtliche verbliebenen Probleme beseitigen werde.³

Die vielversprechende Moderne

Der Schlüsselbegriff, der diese elektrisierende Fortschrittsvorstellung einzufangen suchte, war der Terminus »Moderne«. Eingeführt hatten ihn die Dichter des französischen Symbolismus in den 1870er Jahren, um ihre künstlerische Abkehr vom realistischen Stil zu rechtfertigen; schon bald fand er als Schlagwort breite Verwendung, wann immer Veränderungen initiiert werden sollten. Ein Jahrzehnt später übernahmen bestimmte Mitglieder der Berliner Literatenszene das Etikett und legitimierten so ihre Bewegung, den Naturalismus, dessen Ausdrucksmittel, wie sie meinten, erlaubten expressiver und kritischer über das »moderne Leben« zu schreiben. Auch in anderen Bereichen bedienten sich Avantgardisten dieses Begriffs und sprachen etwa von »moderner Kunst«, wenn sie mit atonaler Musik oder abstrakter Malerei experimentierten. Bürgerliche Intellektuelle, denen es um Reformen im Lebensstil der Mittelklasse ging, griffen das Wort ebenfalls auf; Wissenschaftler und Erfinder benutzten es, um ihre Entdeckungen zu propagieren. Und so wandelte sich »Moderne« denn am Beginn des 20. Jahrhunderts zu einem Lieblingsbegriff intellektueller Kreise, der die Idee suggerierte, hier breche man mit Traditionen, indem man neue Möglichkeiten erkunde.⁴ Bezog sich die Bezeichnung ursprünglich nur auf innovative Impulse, wurde die Parole »Moderne« nun ein allgemeines Codewort für Fortschritt im Sinne von Befreiung.

Das Adjektiv *modern* markiert prinzipiell einen Gegensatz zur Vergangenheit. Ebendies aber macht den Terminus wandelbar, weshalb es stets schwerfiel, seine exakte Bedeutung zu erfassen. Wörterbüchern zufolge wurde der Begriff in der Renaissance geprägt, um die damalige Epoche von früheren Epochen zu unterscheiden, da sie sich abkehre vom klassischen Erbe der Antike, doch auch von der Periode dazwischen, in der religiöser Aberglaube und politische Konfusion geherrscht hätten, also jenem Zeitraum, den wir als das Mittelalter kennen. Dass der Terminus sich allein durch die Differenz zu einer vorherigen Ära bestimmt, bewirkte, dass er selbst kaum festen semantischen Gehalt bekam; wer ihn definieren wollte, musste sich ja auf die Gegenwart beziehen, und die bildete

gleichsam ein bewegliches Ziel, da sie sich ständig veränderte. Dank dieser Fluidität konnten in der Geschichte immer wieder kulturelle Avantgarden, nur weil sie mit der Tradition zu brechen beabsichtigten, behaupten, sie seien »modern«, gleichgültig, welchen Stil sie gerade praktizierten. In Philosophie und Politik hieß »modern« oft auch, progressiv-aufklärerische Ansichten zu vertreten, eine weltlich orientierte Einstellung, die für rationales Denken und gesellschaftliche Verbesserungen eintrat.⁵ Dass diese Konnotationen beliebig ineinanderflossen, hat die weite Verbreitung des Terminus beschleunigt, denn letztlich blieb offen, was eigentlich genau damit gemeint war.

In ihren Untersuchungen zur raschen Transformation Europas um 1900 haben Sozialwissenschaftler wie Émile Durkheim eine Theorie der gesellschaftlichen Evolution formuliert, die auf den Prozess der Modernisierung besonderes Gewicht legte. Als Hauptfaktoren dieser »Modernisierung«, so der neue Fachbegriff, identifizierten sie zentrale Umbrüche in der Entwicklung Europas, darunter die wissenschaftliche, die industrielle und die demokratische Revolution. Darin sahen sie ein Geschehnismuster, das sie zu einem normativen Konstrukt verallgemeinerten; das faktische Ergebnis der Entwicklung Europas erhoben sie zu einem Ideal, das überall auf der Welt erreicht werden sollte. Der Soziologe Talcott Parsons exportierte das Modell in die Vereinigten Staaten und erklärte das genannte Resultat zum »höchsten Ziel des amerikanischen Liberalismus«; das Konzept »definierte« optimistisch »einen universellen historischen Prozess, durch den sich *traditionelle* Gesellschaften zu *modernen* wandelten«. Während des Kalten Krieges wurde diese Modernisierungstheorie der demokratische Gegenentwurf zur marxistischen Ideologie. Hauptmotor der Modernisierung sei demnach die ökonomische Entwicklung, der zuliebe der dynamische Geist des Kapitalismus entfesselt werden müsse, der dann eine Wachstumsphase nach der anderen bewirke. Lehrbücher erhoben das Konzept geradezu in den Rang eines soziologischen Determinismus, dem zufolge ein universeller Prozess der Veränderung abläuft, der zwingend zu dem bekannten Ende führt; das westliche System ist dabei Maßstab und Entwicklungsziel.⁶

Diese Verengung der Modernisierungstheorie auf eine Ideologie des Kalten Krieges provozierte harsche Kritik aus verschiedenen Richtungen. Einige Globalhistoriker schlagen schon vor, den Begriff gänzlich fallen zu lassen: Er beziehe sich unterschwellig allein auf europäische Erfahrungen, sei also gar zu »eurozentrisch«. Postkoloniale Anthropologen wiederum – eine ihrer Parolen lautet »Europa als Provinz« – wenden ein, dass offener Rassismus und rücksichtslose Ausbeutung die vorgeblich humanen Ziele des imperialen Modernisierungsprojekts unterminiert hätten. Gleichzeitig betonen Wissenschaftler und Philosophen wie etwa Zygmunt Bauman, die den Holocaust und seine Hintergründe erforschen, selbst ethnischen Säuberungen und Massengenoziden wohnten beträchtliche Elemente von Modernität inne; der vermeintlich gutartige Prozess habe also zumindest eine dunkle Kehrseite.⁷ Umwelthistoriker schließlich heben mit Blick auf die »Grenzen des ökonomischen Wachstums« den unvermeidlichen ökologischen Schaden hervor, den ungezügelt Urbanisierung und wirtschaftliche Entwicklung anrichteten. Einst war die »Modernisierung« ein weithin geteiltes Ziel; seit der Intervention dieser Kritiker, könnte man sagen, ist sie ein intellektuelles Problem.

Statt auf den Terminus komplett zu verzichten, wäre es produktiver, sich der Moderne aus einer kritischen historischen Perspektive zu nähern. »Es gibt«, schreibt der Historiker Jürgen Kocka zu Recht, »keinen anderen Begriff, der eine ganze Epoche so suggestiv, assoziationsreich und kraftvoll in diachrone Prozesse langfristigen Wandels einzuspannen vermag.« Den Terminus zu historisieren, heißt auch, seine Bedeutung zu dekonstruieren, die sich ja verschiebt, je nachdem, wann, wo und vom wem er benutzt wird. Eine solche Perspektive offenbart eine Vielzahl konfligierender zeitgenössischer Bezugnahmen auf den Begriff, aber auch einen erstaunlich exzessiven, freilich oft unkritischen Gebrauch desselben in der wissenschaftlichen Literatur. Wichtiger noch: Die Existenz mehrerer miteinander wetteifernder Modelle – liberaler, kommunistischer und faschistischer – zur Erfassung ökonomischer und politischer Entwicklungen legt eine Pluralisierung des Begriffs nahe, so dass von »multiplen Modernen« gesprochen werden sollte. Außer-

dem enthüllt eine solche Annäherung die grundlegende Ambivalenz der Veränderungen, die einerseits enorme Erleichterungen, andererseits aber furchtbares Leiden brachten.⁸ Statt »Moderne« als selbsterklärenden Standard der Zivilisation zu setzen, werden meine Reflexionen sie als ein komplexes Problem behandeln, das der historisierenden Annäherung bedarf.

Um die Verzweigungen dieses Begriffs zu erkunden, rücke ich vier zentrale Dimensionen besonders in den Fokus. Erstens diskutiere ich die verschiedenen Bedeutungen des Adjektivs »modern« als Bezugnahmen auf eine historische Periode und auf eine stetig sich wandelnde Gegenwart. Zweitens analysiert dieses Buch den Terminus »Modernisierung« als Beschreibung des Vorgangs des Modernwerdens; schließlich wurde er oft als Etikett für politische Bemühungen benutzt, eine »rückständige Gesellschaft« transformativ nach vorn zu bringen. Man denke an die damaligen Versuche, »aus Bauern Franzosen zu machen«.⁹ Drittens studiere ich das Phänomen der »Modernität« im Kulturbereich. Immer wieder behaupten rivalisierende künstlerische Bewegungen, besonders Innovatives zu leisten; dabei haben sie nichts miteinander gemein außer dem Verwerfen der Tradition, denn die avantgardistischen Konzepte, die sie ihr entgegenhalten, fallen höchst unterschiedlich aus. Viertens analysiere ich den allgemeinen Begriff »Moderne« als ausdrückliche Zukunftsvision; »Moderne« war damit eine Projektionsfläche für – wiederum höchst verschiedene – Bilder eines besseren Lebens. Die vielfältigen Konnotationen dieser sprachlich so eng verwandten Konstrukte bieten wertvollen Aufschluss hinsichtlich der Frage, wie das uralte Streben nach Fortschritt im 20. Jahrhundert ausgesehen hat.

Mit den rapiden Innovationen der Moderne konfrontiert, erleben die Europäer die Dynamik dieser Transformationen als Aufeinanderfolge so beglückender wie verstörender Beschleunigungen in ihrem immer schneller werdenden Alltag. Manche wissenschaftlichen Entdeckungen und technologischen Durchbrüche, etwa das Automobil oder das Flugzeug, lösten erregte, ja stolze Begeisterung aus, denn sie eröffneten unvermutete Zugänge zu Geschwindigkeit und Kraft. Damit schwanden Barrieren, die jahrhundertlang die

Mobilität des Menschen eingeschränkt hatten. Andere Errungenschaften wie die Fließbandarbeit oder das Flächenbombardement flößten den Leuten Furcht ein, denn sie ermöglichten in erschreckendem Maße wirtschaftliche Ausbeutung hier und Massentötungen im Krieg dort. Immer wieder produzierte dieses unaufhaltsame Streben nach Fortschritt Umbrüche mit ungewissem Ausgang, und immer wieder brachte es bald berauschende Möglichkeiten, bald entsetzliche Bedrohungen mit sich. So entstand ein neuartiges Turbulenzempfinden, das das Leben im 20. Jahrhundert prägte.¹⁰ Da die Europäer sich als Verkörperung des Fortschritts sahen, möchte ich auf den folgenden Seiten ihre fieberhafte Suche nach politischen Lösungen nachzeichnen, mit deren Hilfe sie das erbarmungslose Vorandrängen der Modernisierung vielleicht doch zu meistern hofften.¹¹

Europas Dynamik

Um 1900 hatten Denker wie Max Weber längst begonnen zu fragen, wo Europa seine außergewöhnliche Dynamik eigentlich hernahm. Dabei schwang freilich die Befürchtung mit, diese Kraft könnte irgendwann ins Zerstörerische umschlagen. Zeitgenossen lieferten alle möglichen Rechtfertigungen, die einander widersprachen – bald sollte das Christentum, bald rassische Überlegenheit die Ursache sein. Später führten Gelehrte als Gründe für die »großen Unterschiede« zwischen der ökonomischen Entwicklung in Europa und der in anderen Teilen der Welt Faktoren wie Kommerzialisierung, Marktwettbewerb, koloniale Ausbeutung, Institutionskultur und staatliche Interventionen ins Feld. Obwohl Zivilisationen außerhalb der Alten Welt, namentlich in Asien, auch ein hohes Wohlstandsniveau und einen hohen Grad kultureller Verfeinerung erreichten, muss gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Europa etwas geschehen sein, das dessen Nationen ermöglichte, fast den ganzen Erdball zu beherrschen.¹² Ein senegalesischer Beobachter, der Schriftsteller Cheikh Hamidou Kane, staunte über diese »destruktive wie konstruktive, brutale, abstoßende und attraktive

Kraft«, die in der Lage sei, gleichzeitig zu töten und zu heilen.¹³ Auch wenn man nicht in die Falle des normativen Eurozentrismus tappen will, bleibt doch die Frage zu klären: Was machte die modernen Europäer so besonders, dass sie den Rest der Welt kontrollieren konnten?

Ein wichtiger Grund lag in der Verbreitung einer rationalen Geisteshaltung, die wissenschaftliche Entdeckungen und technische Innovationen erst ermöglichte. Zwar hätte es zweifellos ohne Fürsorge der Kirche für die Gelehrsamkeit und ohne den Wissenstransfer aus der arabischen Welt keine »wissenschaftliche Revolution« gegeben. Aber der Geist der empirischen Forschung emanzipierte sich von der Autorität der klassischen Texte sowie den Diktaten der christlichen Religion und wagte sich über deren Grenzen hinaus. Zwar nahmen die europäischen Denker zur Kenntnis, was andere Hochkulturen ergründet hatten, doch sie entwickelten deren Einsichten weiter, bis sie zu bemerkenswerten Durchbrüchen gelangten, die ihr Weltverständnis grundlegend veränderten. Der erstaunliche Ausstoß an technischen Erfindungen, der im 18. Jahrhundert einsetzte, bescherte Europa eine ganze Reihe neuer mechanischer Antriebsapparaturen, namentlich die Dampfmaschine. Mit ihnen konnte man die Natur erobern, die Produktion verbessern und Transport wie Kommunikation beschleunigen. Schließlich erhielt dieser Prozess institutionelle Unterstützung durch die europäischen Universitäten, die Mitte des 19. Jahrhunderts sich selbst den »Forschungsimperativ« erteilten: Immer neue Entdeckungen zu machen, war ihnen nunmehr geradezu eine moralische Pflicht.¹⁴

Bedeutsam war zudem das Aufkommen des Kapitalismus und der Industrie, beides Phänomene, die eine zuvor nie gekannte Anhäufung von Reichtum hervorbrachten. Zwar hatten andere Kulturen, die chinesische etwa, ebenfalls weitläufige Handelsnetzwerke, aber die ökonomische Entwicklung in Europa ließ solche Modelle letztendlich doch hinter sich, indem sie einen kapitalistischen Elan erzeugte, immer höheren Profit zu erzielen. Auf einem Kontinent, der nur mit bescheidenen natürlichen Ressourcen gesegnet war – Eisen und Kohle –, trieb dieser Geist die Unternehmer an, sich au-

ßerhalb ihrer Heimat, ja in der ganzen Welt nach Rohstoffen und Märkten umzusehen. Er ließ auch Organisationsformen wie die Kapitalgesellschaft und die Börse entstehen – beides Mittel, um Kapital aufzubauen. Zusammen mit technischen Erfindungen führte solches Streben zu dem, was als »industrielle Revolution« bekannt wurde: Man mechanisierte die Textilproduktion, grub gewaltige Kohlenbergwerke ins Erdreich, expandierte Eisenschmelzereien zu Stahlfabriken und entwickelte Dampfschiffe und Eisenbahnen. Günstige Rahmenbedingungen – eine Kombination aus staatlicher Förderung und Laissez-faire-Liberalismus – halfen beim Aufstieg der kapitalistischen Industrie, der nicht nur die Massenproduktion von Waren erleichterte, sondern auch die materielle Basis für die Vormachtstellung Europas schuf.¹⁵

Eine wichtige gesellschaftliche Besonderheit war die Entwicklung des Individualismus und der Zuwachs an sozialer Mobilität in Europa. Die Entdeckung des »Selbst« in der Aufklärung lockerte die kollektiven Bindungen an Stände oder Körperschaften und übertrug dem Individuum die Verantwortung für das eigene Leben. Anders als in afrikanischen Gesellschaften, deren Stammesloyalitäten stark blieben, oder in Indien, wo der Platz des Einzelnen durch das Kastensystem bestimmt war, schwächten sich die traditionellen Formen der Unterordnung in Europa so sehr ab, dass Menschen daran denken konnten, ihr Glück dank eigener Leistungen zu machen – und damit kam die soziale Mobilität mehr und mehr in Schwung. Die Hoffnung, sich durch harte Arbeit voranzubringen, wie sie Samuel Smiles 1859 in seinem Bestseller *Self-Help* (dt. *Hilf dir selbst*) feierte, motivierte zahllose Individuen zur Selbstoptimierung, was einen gewaltigen Energieschub freisetzte. Die Suche nach besseren Chancen verstärkte auch die Migration, vom Lande in die expandierenden Städte ebenso wie über den Atlantik in die Neue Welt. Die wachsende Ruhelosigkeit, die nun die Europäer ergriff, war eine wichtige psychologische Motivation für ihre Dynamik.¹⁶

Ein letzter, oft vergessener Faktor war das zunehmende Streben nach Rechtsstaatlichkeit, das schließlich zur Festschreibung der fundamentalen Menschenrechte führte. Selbst absolutistische

Monarchen wie der Preußenkönig Friedrich der Große sahen ein, dass der Handel kaum gedeihen und der Frieden zwischen den Religionen schwerlich aufrechterhalten werden konnte, wenn nicht die Gültigkeit von Verträgen außer Frage stand, die Sicherheit des Eigentums gewährleistet war und der Gesetzgeber bindende Toleranzregeln schuf. In einer Reihe von Kämpfen zwischen Herrschern und Beherrschten, wobei die Französische Revolution und die späteren kontinentalen Revolutionen besondere Merkzeichen setzten, errangen die Untertanen gewisse Bürgerrechte, die sie vor den verheerenden Zumutungen des Staates schützten. Die Redefreiheit eröffnete nun eine öffentliche Sphäre, während die Versammlungsfreiheit die Bildung einer pluralistischen Zivilgesellschaft erleichterte. In Verfassungen verankert, ermöglichten diese schwer errungenen Bürgerrechte erst der Mittelklasse und schließlich auch dem Proletariat, sich an politischen Entscheidungen zu beteiligen. Obwohl dieser Bürgerstatus nach wie vor in den Bereichen des Sozialen, des Rassistischen und des Geschlechts eingeschränkt blieb, lebten doch die meisten europäischen Männer nicht mehr unter einer Willkürherrschaft und fühlten sich um 1900 immerhin so sicher, dass sie sich in öffentliche Angelegenheiten einzumischen wagten.¹⁷

Unter diesen Bedingungen entwickelte sich ein neuer Typus politischer Ordnung, genannt Nationalstaat. Er unterschied sich grundlegend von den Ordnungen in der übrigen Welt. Während Osteuropa noch von Imperien beherrscht war – dem russischen, dem habsburgischen und dem osmanischen –, die sich aus verschiedenen Ethnien und Religionen zusammensetzten, wandelten sich im Gefolge der Französischen Revolution die westlichen Monarchien in neuartige, homogenere politische Gefüge, deren jedes beanspruchte, nur aus einer einzigen Nation zu bestehen. Dieses nationale Ideal bezog sich auf eine gemeinsame Sprache, eine ähnliche Vergangenheit und ein Zugehörigkeitsempfinden der Bürger, das alle bisherigen inneren Unterschiede transzendierte. So entstand ein Staatswesen aus einem Guss, das eine feste Herrschaft über ein bestimmtes Territorium innehatte, mit einer einzigen Verfassung, einem Gesetzeskorpus und einem Münzsystem ebenso wie einem

Binnenmarkt, was Wachstum und Handel erleichterte. Diese imaginäre Gemeinschaft erschien italienischen und deutschen Intellektuellen so attraktiv, dass sie versuchten, die fragmentierten Fürstentümer ihres Landes ebenfalls zu einem neu zu schaffenden Nationalstaat zu einen.¹⁸ Indem sie ihre Bürger mobilisierte, wurde diese neue politische Organisationsform nicht nur mächtiger als die traditionellen Imperien, sondern es gelang ihr auch, Kolonien in Übersee zu erwerben.

Der Erfolg des Modells Nationalstaat beruhte zum Teil auf seiner Fähigkeit, Ressourcen zu erschließen. Das ermöglichten ein neuartiger effizienter Verwaltungsapparat und ein allgemeingültiges Steuersystem. Vor der Revolution wurden noch Ämter ge- und verkauft, oder es herrschte Korruption wie bei den Osmanen. Das administrative Korps des Nationalstaats hingegen galt als kompetent und unparteiisch, weil seine Angehörigen vom Staat besoldet wurden und Pensionsprivilegien innehatten. Eine Einstellung bei den Behörden setzte voraus, dass der Betreffende eine universitäre, zertifikatbelegte Ausbildung in Jura oder einer anderen Disziplin durchlaufen hatte; nicht mehr familiäre Beziehungen oder politische Patronage entschieden darüber. Ferner wurden Steuern jetzt nicht mehr willkürlich festgelegt, sondern basierten auf objektiven Kriterien, was die erzielbaren Einnahmen so verlässlich einschätzbar und transparent machte, dass die Regierungen vorausplanen konnten. Im Gegenzug bekamen die Bürger innerstaatlichen Frieden und Gleichheit vor dem Gesetz garantiert. So weit das Ideal – es wurde nicht immer erreicht, aber die Bürokratisierung der Verwaltung erwies sich doch als effizienter und berechenbarer als frühere Praktiken. Dies ermöglichte dem Nationalstaat, sein Wirken auf immer mehr und immer neue Gebiete auszudehnen.¹⁹

Ein zweiter Pfeiler des europäischen Nationalstaats war ein reformiertes Militär, das es ihm erlaubte, eine nie dagewesene Schlagkraft gegen seine äußeren und inneren Feinde aufzubieten. Im Gegensatz zum kostspieligen Söldnertum des Ancien Régime beruhte das revolutionäre Konzept des ›Bürgers in Uniform‹ darauf, dass alle wehrfähigen Männer Militärdienst leisten mussten. Bei Angriffen von außen konnten so mit begrenzten Kosten ganze Massen-

armeen ausgehoben werden, und der Staat erhielt Gelegenheit, seinen Rekruten ihre nationalen Pflichten einzutrichtern. Gleichzeitig ermöglichten technische Innovationen – etwa die Repetierbüchse, das Maschinengewehr, die Handgranate und die schwere Artillerie – es den europäischen Soldaten, viel mehr Gegner zu töten als mit Musketen und Bajonetten. Ähnlich verlief die Entwicklung im maritimen Bereich: Dank Kanonen- und U-Booten sowie Panzerschiffen ließ sich auch der Krieg zur See mit mehr Durchschlagskraft führen, befähigten sie doch zu Attacken auf Ziele, die fern der heimatlichen Basis in Übersee lagen. Schließlich maximierten die Generalstäbe durch akribische logistische Planung die Effizienz von Truppenbewegungen. Diese Umstände, zusammengenommen, bildeten die Grundlage der militärischen Überlegenheit Europas.²⁰

Die internationale Ordnung, in der diese europäischen Staaten dominierten, bestand aus einem informellen »Nichtsystem«, das den Nationen die Möglichkeit ließ, miteinander zu konkurrieren. Nachdem Versuche, die Hegemonie zu erlangen, gescheitert waren – zuletzt derjenige Napoleons –, blieb der Kontinent in mehrere Dutzend unabhängige Staaten fragmentiert. Die Führungsrolle unter ihnen hatten die Großmächte Großbritannien, Frankreich, Preußen, Österreich-Ungarn und Russland inne, deren informelles Ensemble man als »Pentarchie« [*Fünferherrschaft*] bezeichnet; jede davon nahm bestimmenden Einfluss auf ihre Nachbarländer. Das Gefüge war stets flexibel genug, um auch Neuzugänge aufzunehmen, wobei ein dynamischer *newcomer* wie Preußen bzw. Deutschland schon einmal ein älteres, schwächeres Mitglied wie Spanien verdrängen konnte. Die Briten nannten dieses System *balance of power*, »Gleichgewicht der Kräfte«; denn sie achteten sorgfältig darauf, dass keiner der Kontinentalstaaten stark genug wurde, um ihr Imperium herauszufordern. In gleicher Absicht – der Sicherheit zuliebe – suchte der deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck stets ein Bündnis mit zwei anderen Staaten der Pentarchie. Konflikte zwischen kleineren Ländern oder den Großmächten wurden durch internationale Kongresse oder diplomatische Verhandlungen gelöst, und zwar gemäß dem Prinzip, dass, wenn ein Staat einem anderen Staat Gebiet wegnahm, der letztere eine Kompensation er-

hielt.²¹ Das System hatte nur eine fundamentale Schwachstelle: Seine Neujustierung erforderte Krieg.

Zwar waren die führenden europäischen Staaten inzwischen mit nie dagewesener Macht ausgestattet, aber gleichzeitig schufen diese dynamischen Entwicklungen auch enorme Spannungen, die jeden Augenblick zu eskalieren drohten. Scharfsichtige Kritiker wiesen auf die Vielzahl der ungelösten Konflikte hin und zeigten sich besorgt, dass es bald zu einer Krise kommen könnte. Beim Aufteilen der Welt gerieten koloniale Gebietsansprüche mehrfach miteinander ins Gehege, so im Sudan, während einheimische Völker beispielsweise in Indien gegen die Fremdherrscher zu rebellieren suchten. Daheim lieferten sich Industrielle und Grundbesitzer, die von der Ausbeutung der Arbeitskraft profitierten, einen erbitterten Klassenkrieg mit dem Proletariat, das sich nun in Gewerkschaften und sozialistischen Parteien organisierte. In der Öffentlichkeit schürte die Sensationspresse nationalistische Hassgefühle, indem sie andere Länder herabwürdigte, während Agitatoren hässliche Rassenvorurteile mobilisierten. In den östlichen Imperien versuchten nationale Befreiungsbewegungen derweil, sich der Dominanz der jeweiligen Zentren zu entwinden, indem sie lautstark Selbstbestimmung einforderten.²² Um die Jahrhundertwende war Europa also ein sich rasch entwickelnder Kontinent mit einer enormen Machtfülle, aber nicht minder eine von tiefen Klüften durchzogene Gesellschaft, die schließlich seine Länder zerreißen sollten.

Ambivalenzen des Fortschritts

Mein Buch baut zwar auf Untersuchungen anderer auf, doch präsentiert es eine eigene Interpretation der Geschichte Europas im 20. Jahrhundert, wobei es besonders die fundamentale Ambivalenz der Moderne in den Blick nimmt. Die Erzählung vom unaufhaltsamen Fortschritt, die sich in den meisten Lehrbüchern zur »Geschichte der westlichen Zivilisation« findet, wird dem immensen Leid, das die beiden Weltkriege brachten, nicht gerecht. Mark Mazower artikuliert in seiner Studie *Der dunkle Kontinent* eine Gegen-